

Zeitschrift: Burgdorfer Jahrbuch
Herausgeber: Verein Burgdorfer Jahrbuch
Band: 82 (2015)

Artikel: Friedrich Ernst Soom (1870-1957) : Erinnerungen eines Malermeisters.
Zweiter Teil
Autor: Soom, Friedrich Ernst / Soom, Benedikt / Soom, Michael
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1073651>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Friedrich Ernst Soom (1870–1957)

Erinnerungen eines Malermeisters

Zweiter Teil

Herausgegeben von Benedikt Soom, Herrenschwanden,
und Michael Soom, Heimiswil

Einleitung

Friedrich Ernst Soom, Urgrossvater der beiden Verfasser, wurde am 9. August 1870 in Leimiswil als achtes Kind von Jakob und Elisabeth Soom-Flückiger geboren. Seine Jugendzeit verbrachte er in einfachsten Verhältnissen. Friedrich erlernte 1885 bis 1888 das Malerhandwerk und besuchte während seiner Handwerkerwalz zahlreiche Städte in Europa.

Im März 1896 eröffnete er im Haus der Witwe Lüthi am Frommgutweg 15 in der oberen Allmend in Burgdorf seine Malerwerkstatt. Im Jahr 1897 verheiratete er sich mit Martha Kläy. Der Ehe wurden die Kinder Fritz, Hedwig, Frida und Walter geschenkt. Friedrich Soom starb hochbetagt am 1. April 1957 in Burgdorf, wo er seine letzten Lebensjahre im Burgerspital verbracht hatte.

Im Burgdorfer Jahrbuch 2014 wurde der erste Teil der «Erinnerungen eines Malermeisters» publiziert, welcher sich mit den Jugend- und Lehrjahren im Oberaargau sowie der Handwerkerwalz befasst, die Friedrich Soom ab November 1888 an verschiedene Orte in der Schweiz, in Österreich und Deutschland führte. Der vorliegende zweite Teil der «Erinnerungen eines Malermeisters» beinhaltet die Zeit ab 1893, während der Friedrich Soom in Sonthofen im bayerischen Allgäu eine gute Arbeitsstätte fand, bis zu seiner Rückkehr in die Heimat.

Sonthofen

Nirgends in der Fremde fühlte ich mich so wohl und heimisch wie dort. Beruflich kam ich nun ganz bedeutend vorwärts, hatte die Sturm- und Überschwangsjahre hinter mir. Mein Meister hatte sehr viel Arbeit, so dass mir möglich wurde, meinen Freund aus München und einen zweiten aus der Schweiz herzurufen.

Ja, das war eine schöne Zeit. Wir hielten treu zusammen. Jede Freizeit machten wir Touren, um uns auf eine grosse Walz nach Italien zu trainieren.

Nun begannen wir uns ernstlich auf die Italienfahrt vorzubereiten. Wir sparten, ja rackerten jeden Pfennig zusammen und kauften solide Marschschuhe mit Kappennägeln und «Hufeisen», wie sie damals das deutsche Militär besass. Alle Abende sassen wir vor der Landkarte, bestellten solide Lederjoppen, die man damals viele Monate vorher in Auftrag geben musste. Nur das Allernotwendigste sollte mitgeschleppt werden. So beschlossen wir, nur einen Berliner zu packen, der abwechselungsweise getragen werden sollte. Unser Geld wechselten wir in Gold um und nähten die Stücke in verschiedene Stellen in die Kleider ein. Im Kehrum sollte dann jeder ein Goldstück wechseln lassen. In Österreich und Italien war damals fast nur Kupfer- und Papiergeld in Gebrauch, so dass es für ein Zwanzigmarkstück einen ganzen Hosensack voll Kupfermünzen gab. Das verteilten wir dann ungezählt unter uns und trugen es frei im Hosensack. Diese Einrichtung bewährte sich in der Folge sehr gut. Wir waren wirklich echte Kameraden und vertrauten einander blindlings.

Der Abschied rückte heran, alle Vorbereitungen waren getroffen. Ein Herr schenkte jedem von uns auf die Walz einen Backsteinkäse. Ich kaufte noch eine Dose Schnupftabak. Den Abschied vom Schatz sparte ich bis zuletzt, aber auch der ging vorüber.

Die Herzen voller Erwartung, schritten wir am Martinstag, den 12. November 1894, singend zum Orte hinaus! In einem der letzten Häuser wollte ich noch einem Freunde Adieu sagen, der mir schon lange Geld schuldig war. Da er eben jetzt daran dachte, selbst aber keines hatte, borgte er es von einem Kollegen und somit gab's noch eine kleine unerwartete Zusatzsteuer für die Walz.

Walz nach Italien

Diese Walz sollte für uns drei ein ergreifend schönes Erlebnis werden, an dem wir bis ans Lebensende zehren konnten. «Gott stehe uns bei, dass wir wohlbehalten in die Heimat zurückkehren.» Jeder mag bei den ersten Schritten ähnliche Gedanken im Herzen getragen haben. Wer nennt die Namen, nennt die Orte, die wir nun alle durchschritten? Wo es gar zu schön war, skizzierten wir, oder ruhten uns ein Stündlein aus. Zerfallene Burgen, tosende Bergbäche, arbeitende Menschen, Dörfer, Städte, einsa-

me Schluchten, verlassene Hütten, alles zog wie im Film vorüber. Da sahen wir Bauern, die den Mist zum Stallfenster hinaus auf den Platz warfen. Dort sägten sie Baumstämme mit grossen Bogensägen. Gar Wagenräder aus dicken Brettern waren in diesen Gegenden noch heimisch.

Ich glaube, es war in Landeck, als wir abends müde einkehrten und uns etwas Währschaftes mit Fleisch bestellten. Ringsum hockten in der Gaststube eingesessene Gäste beim Abendschoppen. Als man uns das Essen brachte, ereiferte sich ein Bauer über den Tisch hin gegen uns und lästerte uns gottlose Gesellen, dass wir am Freitag Fleisch ässen. Diese geheiligte Sitte der Katholiken war uns natürlich fremd. Unser Hunger war gross und wir achteten nicht darauf. Es mischten sich noch andere Gäste ein. Da schrie der Mann, aufstehend, in die Stube: «Mai Lebtage hab i geschafft für Gott, Kaiser und Vaterland und mehr braucht's ja nit.» Damit verliess er polternd das Lokal. Diesen gutgemeinten Ausspruch eines treuen Österreicher vergass ich nie mehr. Die nächsten Orte, Hochfinstermünz, Nauders, Neschen, Etschursprung, Las, all diese Namen zeigten uns den romanischen Einschlag, waren wir doch nahe der romanischen Schweizergrenze. Wie kahle grosse Burgen, roh und fest gemauert, geheimnisvoll und düster sahen diese Dörfer aus.

Bald kam mir die schöne, romantische Gegend wieder bekannt vor, war ich doch diese Strasse schon einmal gegangen. Manch Vertrautes sah ich diesmal mit reiferen Augen und mehr Geduld. Tag um Tag marschierten wir in ungetrübter Kameradschaft vorwärts. Unsere Beine wurden vom vielen Gehen ganz hart und sehnig.

Wieder Meran! Du schöne Perle des Tirols! Mich lockten nochmals die altvertrauten Plätze, die lauschigen Winkel. Da war Sonntags immer noch Brauch, dass sich nach der Predigt viel Volk auf dem grossen Hauptplatze ansammelte, Tagesneuigkeiten besprach und Geschäfte abschloss, Heiraten vermittelte und einander durchhächelte. In engen Gruppen standen die Leute gemütlich plaudernd da, alle in prachtvolle Trachten gekleidet. Es war wie ein bunter Blumengarten. Die grosse Heerstrasse nach Bozen war stark belebt mit Säumern aller Art. In grossen leeren Säcken hingen den Eseln schwere Lasten, Wein, Schweine, Gemüse, Mais, usw. beidseitig des Sattels herab, mitten darauf hockten sonnenbraune, laute Gesellen. Bozen ist ebenfalls Fremdenkurort wie Meran. Doch ist es hier rauher, trotzdem wächst überall viel und guter Wein.

In langen Märschen erreichten wir Trient. Hier fing es an, italienisch zu werden. Unsere Herzen begannen schneller zu schlagen. Der Süden lag

in der Luft. Schon seltener verstand man unser Deutsch. Wir waren nun Tedeschi geworden. Kaum konnten wir nach der Strasse fragen, Essen bestellen. Es wurde oft kritisch. Hatten wir drei zusammen endlich eine Frage zusammengebrockt, verstanden wir nachher die Antwort nicht. Item, es ging trotzdem weiter und weiter, nach dem Süden hinab. Die Bauart, das Leben, die Menschenrasse, alles änderte sich von Tag zu Tag. Grosse Marmorbrüche brachten dieser Gegend Verdienst und Wohlstand. Immer noch befanden wir uns in Österreich. Roveredo, Ala, das waren die letzten Orte. Voller Erwartung schritten wir das letzte Stück Weg zur Grenzstation und wollten versuchen, ohne weitere Formalitäten die Grenze zu überschreiten. Vielleicht war das unvorsichtig. Italienische Zollwächter stellten uns und fanden unsere Papiere (Heimatschein) ungenügend, ja unbrauchbar. Vermutlich verstanden sie diese auch nicht. Enttäuscht liessen wir den Kopf hängen und schlenderten schimpfend zurück nach Ala, um es mit der Bahn zu versuchen, wie man uns eigentlich schon vorher geraten hatte. Das gelang, als wir ordentlich Reisegeld vorweisen konnten. So fuhren wir hochbeglückt nach Verona mit der Bahn. Also jetzt befanden wir uns auf italienischem Boden. Eine Begeisterung kam in mich, die ich nicht verhehlte und oft mit lauten Jubelrufen der ganzen Welt verkündete.

Verona, das alte Dietrichsbern, gemahnte mit seinen Laubengängen an unser heimeliges Bern. Ehrwürdige Bauten, besonders das Amphitheater, zeugten noch von der hohen Kunst des alten römischen Reiches und der Herrschaft der Gotenkönige. An zahlreichen Überresten erkannte man die ganz anders geartete Baukunst der Goten, die auf ihrer Wanderung und bei ihrem Aufenthalt in Oberitalien Hervorragendes schufen.

Wenig behagte uns hier vorerst das Essen und Schlafen. Es schien alles ziemlich schmutzig und teuer. Wir assen manch Unbekanntes fast mit Widerwillen, denn der Hunger forderte energisch sein Recht. Eine Schlafstätte fanden wir in der sogenannten Logimenta. Das Bett war so ungewöhnlich breit, dass ruhig alle drei Platz darin fanden. Belustigt über den originellen Kahn und aufgeregt von den neuen Eindrücken schliefen wir selig ein.

Die nächste Wegstrecke führte durch malerische Weiler und harmonisch geschlossene Städte Venedig zu. Venedig! Ja, wenn so ein armer Wandergeselle wie ich, aus den bescheidenen Verhältnissen meiner Jugend, eines Tages auf dem Markusplatz in Venedig steht, so darf ihm schon das Herz aufgehen und der Himmel auf Erden kommen. Erspart es mir, von



Aus Friedrich Sooms Skizzenbuch: in Italien



Mühlengebäude in den Wasserläufen des Po beim Städtchen Adria

diesen grandiosen Bauten zu schreiben, es wäre aus meiner simplen Feder so lächerlich!

Auch die ungezählten Schiffe, die hier vom Meer herkommen und wieder ausfahren, erweckten in mir die Frage, ob es Wirklichkeit sei, dass die ganze Welt so viele Schiffe besäße! Die Wasserkanäle mitten durch die Gassen, die reizenden, originellen Gondeln mit den schwarzen Drachenschnäbeln muten an wie eine Fabel aus Tausendundeiner Nacht! Schwarzhäaarige, dunkeläugige Frauen klapperten auf ihren Holzzoccoli treppauf und ab, so unfassbar rasch, wie schöne Zauberwesen. Scharenweise flirrten Tauben auf belebten Plätzen umher und wurden zutraulich vom Volke gefüttert. Hier spürte auch ein «Hinterbodenschweizer» den begründeten Ruhm und die unvergleichliche Schönheit einer der reichsten Städte der Welt. Einige Tage Traum, Unwirklichkeit, unfassliche Überfülle von Schönheit hielten uns gefangen. Und doch mussten wir fort, wollten wir doch Weihnachten in Rom verbringen. Ein Schiff entführte uns aus dieser Pracht nach Chioggia. Langsam versanken die unvergesslichen Träume Venedigs im Dunst der Lagunen.

Wiederum nahm uns die Landstrasse, die liebe, vertraute Gefährtin auf und vermochte uns zu beruhigen, in die Wirklichkeit zurückzuführen. Jetzt befanden wir uns in der Po-Ebene. Der Po windet sich hier in vielen trägen Flussläufen durch das sumpfige Land. Ungezählte Maismühlen waren auf ihnen verankert. Immer deren mehrere zusammengekoppelt, wurden sie durch die billige Kraft des Stromes jahraus, jahrein getrieben. Es waren lustige dunkelbraune Häuschen mit eigenartigen Figuren reich bemalt. Es wimmelte auch sonst von vielen Booten, die man dem Ufer nach von Eseln ziehen liess. Traurig und schwer ist das Los dieser Tiere, die durch ihre Treiber unbarmherzig gejagt werden, dass sie oft bluten.

Bei diesen Wanderungen an den Flussufern gerieten wir von der rechten Landstrasse ab und kamen in ein weit abgelegenes Nest, in dem wir besonders von der Jugend als Stranieri bestaunt und verfolgt wurden. Wir flüchteten in ein Albergo. Der Wirt wies uns ein besonderes Zimmer an, gab aber vorerst nichts zu essen. Nach einer Weile erschien er mit einem Polizisten, der uns gründlich untersuchte und die Papiere nachsah. Derweil hatte sich eine Schar Kinder vor dem Hause angesammelt, die ihre Nasen an die Fensterscheiben drückten, um uns zu sehen. Unsere Papiere befriedigten den Amtsmann nicht, er konnte sie wohl kaum lesen. Es gelang uns aber, ihm einen Bären aufzubinden, dass wir in Venedig die richtigen Pässe beim Schweizer Konsul hätten und sie in Bologna wieder in Empfang

nehmen könnten. Auf unsere ehrlichen Gesichter hin gab er sich zufrieden und der Gastwirt verpflegte uns darauf sehr gut.

Anderntags überschritten wir den Po wiederum an mehreren Stellen und gelangten nach Ferrara, der alt befestigten Stadt. Hier wiederum waren schöne, fruchtbare Felder, weite, wohlgepflegte Weinberge, in denen der berühmte Chianti massenweise aufwuchs. Die Reben standen in Reihen, im Abstand von 10 bis 12 Metern, oben im Loggia zusammengezogen. Zwischen den Reihen wurde Mais oder Gemüse gepflanzt. Das schützte gegen die Sonne, sonst wäre der Boden zu sehr ausgetrocknet. In tieferen, nassen Lagen wurde Reis gepflanzt, der zeitweise unter Wasser stehen muss.

Altväterische, phlegmatische Ochsespanne zogen im Joch den hölzernen Pflug durch die dunkle, fruchtbare Erde der Toscana. Oft waren es 10 bis 14 Tiere an einem Gespann, hinterher gefolgt von einer Schar Leute, die die Erde weiter gruben. Auf holperigen Strassen rollten riesige Karren, deren Räder wohl zwei Meter Durchmesser hatten, gezogen von Maultieren und Eseln. Oft waren diese Wagen reich bemalt mit Kriegsbildern. Das Schirmleder oder Segeltuchverdeck konnte nach dem Stand der Sonne gedreht werden, und meistens schlief der Fuhrmann trotz dem Geholper fest und ruhig darunter.

Bologna, eine Stadt mit fast unversehrt erhaltenen Ringmauern und Türmen aus dem Mittelalter. Weiss und schön lag sie im schimmernden grünen Land, wie eine märchenhafte Erscheinung. An den Stadttoren standen die Zollwachten und verlangten ihre Abgaben. Ob fremd oder einheimisch, ob reich oder arm, jeder musste sein Scherflein entrichten. Auch unsere Berliner wurden abgeschnürt und aufgerollt. Doch lachend liess man uns mit den armen Habseligkeiten einziehen.

Hier ruhten wir einige Tage aus, denn nun führte der Weg über die Apenninen. Das brauchte frische Kräfte. Kaum stiegen wir bergan, begann es zu schneien und schneite und regnete sieben Stunden lang ohne Unterbruch. Grau war der Tag, kalt und unfreundlich. Wie waren wir froh über unser gutes Schuhwerk und wetterfesten Lederjoppen!

Selten waren wir so beglückt, abends ein gemütliches Albergo zu finden, in dem man uns auf freundlichste Weise am grossen brennenden Kamin Platz frei gab, um Kleider und Schuhe zu trocknen. An einer Kette hing ein grosser Kessel Polenta über dem Feuer und das Warten auf diese wohlverdiente Speise machte die behagliche Stimmung noch grösser.

Herrlich mundete der Wein, dem wir an diesem Frühwinterabend einmal

ordentlich zusprachen. Er vermochte uns die halberstarrten Glieder mit einem Wärmestrom zu durchrieseln. Wie eine grosse Familie sassen wir den ganzen Abend mit den Leuten am prasselnden Herde. Es wurde gesungen, gelacht und fast bis Mitternacht blieb die Stimmung gehoben. Nachtlärm kannte man hier nicht. Gab es doch kaum Fenster in diesen Häusern. Es bestand, glaube ich, sogar eine Fenstersteuer im Lande, so sehr war dies ein Luxus.

Weiter und weiter ging es bergan. Wildzerklüftete Felsen türmten sich wie Ungeheuer. Seltener wurden die Wohnsiedlungen und diese waren wie aus Fels. Etwas unbehaglich schritten wir Stunden und Tage durch diese Wildnis. Nur ungern kehrten wir da oben in einem Gasthaus ein, um zu schlafen. Düstere Gesellen sassen bei halberloschenem Licht am Herdfeuer. In ein wahres Räubernest waren wir da geraten. Zu essen gab es Polenta in Wasser gesotten, in Stücke geschnitten und auf Kohlen geröstet. Dank des guten Weines brachten wir die trockenen Fladen herunter. Leider besassen wir hier zum Zahlen nur einen Zehnlireschein. Des Wirten Augen funkelten, er hatte uns kaum für so reich gehalten. Es war uns unheimlich zumute, als wir das Nachtlager aufsuchten, das wie üblich nur aus einem riesigen Bett bestand. Die Türe besass nicht einmal ein Schloss zum Schliessen. Wir stellten daher das Nachttischli davor. Unsere Messer steckten wir alle drei am Betthaupt ein, um sie gleich bei der Hand zu haben, wenn etwas Verdächtiges vorkommen sollte. Bald schliefen wir aber den Schlaf der Gerechten bis zum nächsten Morgen. Nichts war geschehen. Aus Dankbarkeit zeichneten wir vor dem Weitermarsch das so abenteuerliche Albergo ab.

Nun ging es langsam bergab. Weit in der Ferne lagen weisse Ortschaften im Dunste grüner Felder. Kastanienwälder, Olivenhaine umsäumten prachtvolle Landgüter und Villen. Eben war die Olivenernte im vollem Gange und wir zählten bereits den 5. Dezember.

Pistoia. Abends kamen wir müde an und suchten eine Herberge. Es war eine alte, gewölbte Bude, zugleich auch Bäckerei. Kein Mensch war in der Gaststube. Ich ging in den anstossenden Raum und rief laut nach der Wirtschaft und klopfte mit dem Stock auf den Tisch. Wie erschrak ich, als in der am Boden liegenden Backmühle sich ein dickes, schweres Bündel zu rühren begann und eine Frau gruchsend und gähnend sich langsam aufrichtete. Die Frau schien ein Räuschlein ausgeschlafen zu haben. Es war die Wirtin. Bald war sie jedoch munter und verpflegte uns aufs Beste. Auch die Polizei war hier sehr höflich und liess uns ungeschoren. Auf der

Weiterreise begegneten wir grossen Ziegen- und Schafherden, die von reisenden spinnenden Hirtinnen gehütet wurden. Den Rocken unter dem Arm und den Zwirbel in der Hand, spannen sie, leise Lieder singend, ihr tausendjähriges, wohl nie aussterbendes Handwerk. Wie gerne wären wir bei ihnen verweilt!

Bald erreichten wir nun Florenz, die Stadt der Musen. Wie ist Italien so reich an Kunstschatzen! Tagelang staunten wir, übernommen von all der Pracht. Eine Plastik habe ich irgendwo mit besonderer Ehrfurcht betrachtet. Es war Leben und Tod aus der Zeit der Pest, die hier so furchtbar gewütet hat. Nie werde ich die Tragik dieser Künstlerarbeit vergessen. Der Anblick hat mich tief gerührt. Auch eine Brunnenplastik vor dem Palazzo Uffizio, wo ein Held seinen Rivalen erschlägt, ist mir im Gedächtnis geblieben. Neben der Kunst fesselten uns auch immer wieder die Sitten und Gebräuche, die oft in ihrer Originalität bei uns grosse Heiterkeit auslösten. So trugen die Frauen zu dieser Jahreszeit irdene Häfeli mit Henkeln herum, gefüllt mit brennenden Holzkohlen, die sie auf dem Markte unter Stuhl und Rock schoben und darüber hockten, um sich zu wärmen.

Mit neuen grossen Eindrücken erfüllt, ging's wieder weiter durch ziemlich bergiges Land. So erreichten wir die uralte, mit Ringmauern und Türmen umschlossene Stadt Siena, die durch ihre berühmte goldene Erde auch jedem Maler wohlbekannt ist. Die Tonabstufungen der Erde rings um die Stadt sind höchst eigenartig. So sind die Äcker von hellem Gelb, durch grün bis rot zu dunklem Braun gefärbt. Die Frauen und Mädchen der Stadt pflegen eine grosse Hutfabrikation und sind Meisterinnen ihres Fachs. Sie flechten aus Stroh prächtige Hüte mit riesigen Rändern, die beim Tragen auf und ab wiegen wie Fächer und frische Luft machen. Eine für diese warme Gegend sehr praktische Mode.

Je weiter wir nach Süden marschierten, fiel uns auf, dass alle Handwerker auf offener Strasse, in den Gassen werkten. Das ganze Familienleben spielte sich vor den Häusern ab. Stadt und Land Siena schien wohlgepflegt und sauber. Die Mädchen und jungen Frauen waren fast alles Schönheiten von Gestalt und Angesicht. Trotzdem blieben sie uns fremd und unnahbar.

Nun ging's wiederum durch eine ganz andere Landschaft. Die Erde war lehmig und gelb und von der trockenen Zeit gesprungen, wie mächtig grobe Eichenrinde. Die ganze Gegend wurde unfruchtbar und wasserarm. Beim Regenwetter verwandelte sich der Boden in eine furchtbare Salbe. Gleichwohl schlägt der Mensch sich hier durch. Eine Ziegelei steht an der

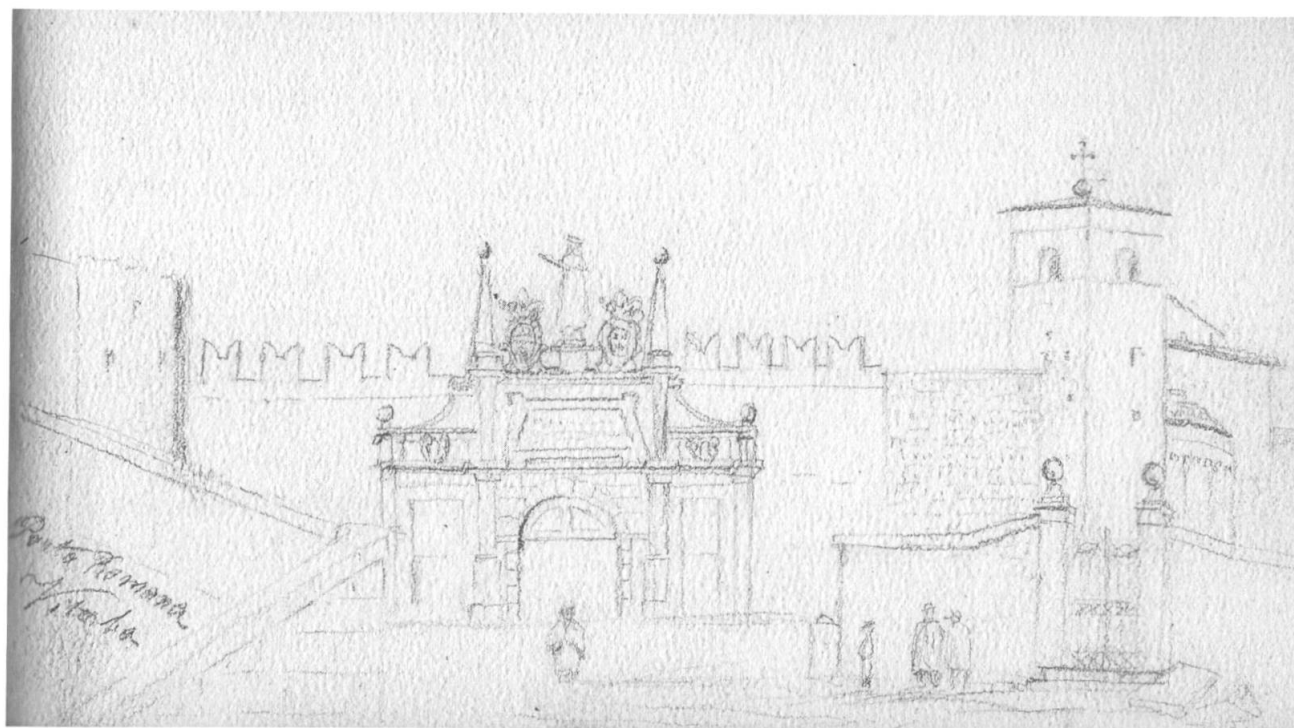
anderen. Viele Villen prangen ringsum auf trostlos kahlen Hügeln, neben elenden Strohhöhlen, worin die Arbeiter hausen. Soziale Hochkultur schien uns hier noch wenig entwickelt. Wo irgendwo noch Gras wächst, ist es überfüllt von Schafherden. Manch malerisches Bild bot sich uns hier.

In einer einsamen Herberge suchten wir Unterkunft. Lange warteten wir müde und durstig in der nüchternen Gaststube. Doch schien sich niemand um uns zu kümmern. Endlich wälzte sich ein ganzes Rudel Schweine zur Tür herein ins Lokal. Fast mussten wir auf die Tische flüchten. Jetzt kamen aber endlich auch Leute und jagten das grunzende Gesinde laut schreiend hinaus. Auf einmal wollte alles essen und noch nichts war zubereitet. Wir drei hatten Zeit, den endlich herbeigeeilten Frauen beim Kochen zuzusehen. Das ging flink, potz Hagel. Laut kreischend balgten sie mit Hafen und Tellern herum. Eine Köchin goss aus einer recht schmierigen Ölpinte erst in ein Lämpchen, zündete es an, um besser zu sehen, goss dann vom gleichen Behälter Öl in die Pfanne, um Makkaronisuppe mit dem üblichen Zugemüse zu kochen. Sehr bald war das Essen fertig. Wir wünschten einander vielsagend Appetit, doch aber zu früh, denn wir erhielten nichts davon. Als niemand Anstalten machte, uns zu bewirten, forderten wir sie energisch auf und erhielten ein paar magere Würstchen, Brot und Chianti. Die Würstchen waren schwarz und zäh wie Pech, doch kräftig im Geruch. Wir assen sie mit Stumpf und Stiel auf. Als wir mit einem Silber-Zweilirenstück bezahlen wollten, nahmen sie nichts an. Auch einen Fünflirenschein, der etwas zerrissen war, verschmähten sie. Warum, weiss ich heute noch nicht. Sie liessen das Geld untereinander zirkulieren und jeder schüttelte der Kopf. Endlich nahm der Wirt den Schein doch an und gab den Rest heraus.

Während wir uns in die Schlafkontrolle eintrugen, standen die Burschen eng um uns, befühlten sogar unsere Kleider. Wir waren dabei gespannt und «sprungbereit», uns bei eventuellem Angriff zu wehren. Sogar die Schuhsohlen wollten sie sehen und befühlen. Man fühlte, dass hier wohl ganz selten Fremde einkehrten. Raubüberfälle waren da nicht ausgeschlossen. Höchst erleichtert verliessen wir die Gaststätte. Die Gegend war auch weiterhin wasserarm und trostlos. Wir litten Durst. Wiederum passierten wir ein altes, malerisches Städtchen, auf Felsen gebaut. Auch hier war kein Wasser aufzutreiben. Der Stadtbrunnen, ein prächtiges Monumentalwerk, befand sich einige hundert Meter tiefer im Tale unten. Fortwährend gingen Frauen hinab, um sich das Wasser zu holen. Stolz und schön schritten sie



Montefiascone presso Viterbo



Porta Romana in Viterbo

dahin, schwer auf dem Haupte tragend. Es war ein prächtiger Anblick, diese edle Anmut und Grazie zu betrachten.

Trostlos und kahl, ohne jede Vegetation blieb das Land auch weiterhin. Unser Mut sank tief herab und es schien uns der Rappel übernehmen zu wollen. Wieder ein armseliges Örtchen. Das Albergo war bloss erkenntlich, indem ein Laubzweig an der Türe hing. Überall als Fremde bestaunt, marschierten wir fast gehetzt vorwärts. Endlich kam es anders! Die Welt begann wieder schöner zu werden. Unser Mut wuchs zusehends!

Montefiascone, eine alte Stadt mit wunderbarer Aussicht ringsum. Man sah die ganze Breite der italienischen Halbinsel. Hier ruhten wir zwei Tage. Hier befand sich auch das Gymnasium, an dem der damalige Papst Leo studiert hatte. Ein wundervoller Dom beherrschte die Stadt.

Wir skizzierten mehrere besonders schöne Winkel. Neben prunkhaften Bauten war auch Schlimmes und Schmutziges in Fülle. Der Kehricht wurde vielfach auf die Strasse geworfen. Auf Schritt und Tritt war man in Gefahr, in Misthaufen zu treten oder von Fenstern aus mit Unrat beworfen zu werden. Es war ein Wunder, dass nicht mehr Epidemien ausbrachen. Doch die liebe Sonne, die fast jahraus, jahrein schien, mochte viel zu verhüten.

Wir wohnten im ersten Gasthaus und waren wohl zufrieden. Der Wirt begegnete uns einmal irgendwo in der Stadt und sah, dass wir zeichneten. Er begehrte am Abend nach unserer Rückkehr die Skizzenbücher zu sehen und fragte, ob wir Künstler seien. Als wir dies verneinten, mussten wir für Essen und Logis mehr bezahlen. Das ärgerte uns und wir zogen aus. Gewiss glaubte er nicht an unsere Aussagen und vermutete in uns wandernde Künstler, die Geld in Haufen hatten.

Mitte Dezember erreichten wir Viterbo. Das war eine alte berühmte Garnisonstadt mit grosser Geschichte. Leider begann es hier wieder zu regnen. Das Marschieren war mühsam. Die Gegend einsam. Kaum konnten wir Essen und Trinken aufreiben. Zwölf Stunden gingen wir so durch den Regen ohne Rast. Schon wurde es Nacht. Es begann uns zu bangen. Endlich kamen zwei Polizisten des Wegs. Sie gaben uns den Bescheid, es gebe bis Rom wohl keine Herberge mehr und es seien gut noch fünf Stunden bis dahin. Das war schöner Bescheid! Sie rieten uns, einen Bauernhof aufzusuchen, bald kämen nun solche. Wir gingen müde dahin. Doch auch da wollte uns niemand aufnehmen. Es blieb nichts anderes übrig, als wieder in den Regen hinaus. Endlich kam doch ein Gasthaus. Der Wirt war ein protziger Kerl und wies uns ab. Durch die Fürsprache eines Gastes wies er

uns doch zuletzt in den Stall, wo wir, wie damals Christus, in der Krippe schlafen könnten. Ein saurer Knecht führte uns hinaus und verlangte von jedem noch 15 Centesimi. Er gab jedem ein wenig Stroh und überliess uns dem Schicksal. Durchnässt lagen wir in der steinernen Krippe und es war allen dreien recht elend zumute. Das wenige Stroh vermochte nicht zu erwärmen. Wir verschafften uns dann solches selbst. Es war aber aus dem Lager des Knechtes. Mitten in der Nacht, als sich dieser auch schlafen legen wollte, entdeckte er den Diebstahl, schrie und fluchte und riss einem das Stroh wieder unter dem Kopfe weg. Schlafen konnten wir wenig. Es fror uns in den nassen Kleidern. Der Stall war schlecht vermacht. Der Wind pfiff hindurch. Die Kälte war unerträglich. Wir zitterten an allen Gliedern und verliessen den Stall vor Tagesanbruch. Übernächtigt und hungrig marschierten wir so drei Stunden. Da, noch still und verschlafen eine Trattoria am Wege. Beglückt betraten wir das Haus. Der Wirt war eben aufgestanden und schälte mit schmutzigen Händen Kartoffeln, zerdrückte sie mit einem Teller auf dem blossen Tisch, knetete Mehl und Salz hinein und machte Ballen daraus. Diese briet er in Olivenöl und schob sie uns, noch sehr warm, direkt in die hungrigen Mäuler. Das war fast eine Tierfütterung. Es wäre aber eine Beleidigung für ihn gewesen, hätten wir diese nicht genommen. Der Hunger ist der beste Koch. Das Gruseln hatten wir längst verlernt. Ein Glas Chianti gab uns wieder die rechte Wärme und Walzstimmung, die letzte Etappe vor Rom im Sturme zu nehmen. Die Kuppel von St. Peter hatten wir bereits von Montefiascone aus in blauem Dunst gesehen. Nun kam sie immer näher und wurde grösser. Oft sind wir stillgestanden und haben es fast nicht glauben und fast nicht fassen können. Dort ist also Rom, die heilige Stadt. Unsere Herzen pochten bis zum Hals. Schweigsam, übernommen von tausend Gedanken, trabten wir voller Erwartung dem nahen, so ersehnten Ziele entgegen. Am 21. Dezember 1894, morgens 10 Uhr, zogen wir durch die Porta del Popolo in Rom ein! Wer war hier durch die Jahrhunderte schon einmarschiert?

Die Adresse der deutschen Pilgerherberge hatten wir schon in Sonthofen erhalten und fanden sie auch bald. Der Wirt selbst konnte kaum Deutsch sprechen. Es war aber bald ein Dolmetscher und sog. Kundenfänger da, der als gewandter Führer und guter Kenner der Stadt uns bald in seine Obhut nahm. Wir benutzten seine aufdringliche Führung für die allererste Zeit, um nachher auf eigenes Risiko in die unermesslichen Sehenswürdigkeiten der Stadt einzudringen.

Erspart es mir auch hier, über Roms Gestaltung und Geschichte erzählen zu müssen. Dicke Bücher sind darüber geschrieben worden und es waren Berufenere als ich armer Handwerksbursche.

Unser erster Gang galt der Peterskirche. Wie Ameisen krochen wir in den riesigen Bogen des Arkadenvorplatzes hinein. Den Mund offen, wie Kinder, die ins Paradies verirrt sind, stürchelten wir halb im Traum den vielen Menschen nach, und gelangten in das Kircheninnere. Geblendet von all dem Gewaltigen stand ich da wie ein Ölgötz und wusste mir kaum noch zu helfen, schritt und tappte, schaute und stand wohl eine Ewigkeit. Auf einmal erhielt ich von Andächtigen unsanfte Püffe und Deute, mich zu entfernen. Sogleich tat ich es, stand aber im nächsten Moment schon wieder vor neuen Wundern. Meine Kameraden hatte ich längst vergessen. Einem neuen Menschenstrom folgend, ging es irgendwo Tritte hinunter zum Grabe des heiligen Petrus. Da stand seine Bronzefigur! Alle neigten sich ehrerbietig vor der ehrwürdigen Gestalt und küssten ihre Zehen. In meiner Naivität sah ich, dass die Figur vor lauter Küssen fast keine Zehen mehr hatte. Viele wischten mit der Hand über die Zehen und küssten dann diese. Ich tat natürlich keines von beiden.

Zufällig gewahrte ich wieder meine Freunde und stieg mit ihnen zu den Galerien hinauf. Die ganze Kuppel ist mit Mosaikbildern belegt. Dort folgten wir dem sündigen Brauch vieler und grubelten ein paar Steinchen heraus, um ein Andenken an die Schönste aller Kirchen heim nehmen zu können. Verkommene Walzbrüder trieben regelrechten Handel mit diesen gestohlenen Mosaikstücken. So stiegen wir weiter empor bis zur Helmkugel, die nur noch auf einer Leiter erreichbar ist.

Durch enge Schlitze sieht man hier über das riesige Dächermeer von Rom bis zur Via Appia zu den Apenninen und bis ans Meer. Es wurde einem wohl und weh ums Herz, wenn man bedachte, was in dieser wohl berühmtesten Stadt der Erde durch die Jahrhunderte, ja Jahrtausende an Weltgeschichte alles vorübergegangen ist. Unwillkürlich dachte ich hier oben an jene Waldwiese zurück, von der aus ich als kleiner Junge, meinen ersten Blick in die Welt tat. Hier oben griff mich das grosse Geschehen so mächtig an, dass ich in späteren Jahren einen grossen Teil meiner Freizeit benutzte, die römische Geschichte kennenzulernen. Ein langes Verweilen war nicht möglich, da der Wind wie Messerschnitte durch die Schlitze schoss und fortwährend andere Menschen herauf drängten, um in die Kugel zu steigen.

Um zu allen Sehenswürdigkeiten zu gelangen, verschafften wir uns Pilger-

pässe, mit denen man überall in Kirchen und Museen Zutritt erhielt. Als regelrechte Pilger hätten wir die sieben Hauptkirchen besuchen und den Schein jeweilen von einem Priester unterschreiben lassen sollen, um nachher die Absolution zu erhalten. Wir taten es nur bei der Einen.

Unschätzbar sind die Werte, die hier überall zu sehen sind. Michelangelos Plastik «Moses», die irgendwo in einer bescheidenen Kirche fast versteckt steht, hat einen nachhaltigen Eindruck auf mich gemacht. Der erhabene durchsichtige Marmormensch schien wirklich zu leben.

Da war auch eine Kirche mit der Treppe, auf der Christus zu Pilatus aufgestiegen sein soll, um sein Todesurteil zu vernehmen. Die gläubigen Pilger rutschten auf den Knien diese Stufen empor, auf jedem Tritt ein Ave betend. Wir drei guckten aus dem Hintergrunde dieser sonderbaren Sache etwas ungläubig zu.

Die noch vorhandenen Werke des römischen Altertums, wie das Forum Romanum, die Engelsburg, das Kolosseum, die Triumphbögen, das Kapitol, die Trajanssäule, der mammertinische Kerker, das Pantheon usw. strömen heute noch einen Zauber aus, der niemals vergehen wird... Die Katakomben besuchten wir mit besonderer Neugierde. Es waren die der St. Gallisten. Der Führer, ein mürrischer Kapuziner, schien erst nicht gewillt, bloss uns fünf Handwerksburschen, die nicht viel zahlen konnten, zu führen. Wir trommelten andern Tags in der Herberge ein Dutzend zusammen und konnten so den Eintrittspreis auf 25 Centesimi heruntermarkten. Der Mönch sprach gut Deutsch, dass wir alles fragen und verstehen konnten.

Die Katakomben sind unterirdische Grabstätten der ersten Christen. Sie bilden ein solches Labyrinth von Gängen, dass ein Uneingeweihter sich unfehlbar verirren musste. An einem Ort führen die Gänge zu einer Kapelle, in der Altar und Wände schon vor Neros Zeiten erstellt und sogar bemalt wurden. Am Altar hing ein Weihwasserbecken, wo das Blut der Märtyrer ausgedrückt wurde. Der Mönch fragte hier nach unseren Rosenkränzen, die wir hätten hineinlegen können, um sie zu weihen. Er war sehr enttäuscht, dass keiner von uns einen solchen besass, und zweifelte sehr an unserer Pilgerschaft. Der Führer trug eine grosse Kerze und jeder von uns eine kleine. Der flackernde Schimmer spielte in den Gewölben herum und es war geheimnisvoll, ja schaurig in dieser Stätte des Todes. Tastend, die Augen angespannt, folgten wir behutsam dem Führer. So ging es weit, weit hinein. Hinter mir hörte ich auf einmal Lachen. Als ich einige Schritte zurückblieb, langte ein verwegener Bursche in ein offenes Grab hinein

und nahm rasch einen Schädel, den er in die Tasche stecken wollte. Der Kopf war aber vom Alter so mürbe, dass er dabei zerbrach. Der Mönch hatte etwas bemerkt, ahnte aber nicht, was geschehen war. Er ermahnte uns, der Würde und der heiligen Stätte zu gedenken und ernst zu bleiben. Wenn jener überdacht hätte, dass diese Räume den armen, zu Tode gehetzten Christen Zufluchtsort, Kirche und Grabstätte gewesen waren, hätte er sich nicht getraut, solche Grobheiten zu machen. Der Sünder war eben auch so ein Raritätensammler gröbster Sorte. Die Gräber waren drei- bis vierfach übereinander in die Gewölbe eingehauen, teilweise noch mit Platten verdeckt und mit Aufschriften versehen. Andere waren offen und die Gebeine lagen frei. Da lag sogar ein Paar, das noch Ringe an den Handknochen trug. Die zahllosen Gewölbe sind aus der braunen versteinerten Kalksteinerde gehauen und zeugen von riesiger Händearbeit. Aus gleichem Steine etwas härterer Natur sind auch die meisten alten Monumentalbauten Roms gebaut worden, die Jahrtausende stand hielten und leicht zu bearbeiten waren. Halb betäubt von der dumpfen Stimmung und Luft, erreichten wir endlich wieder den Ausgang und waren glücklich über die Sonne und frische Luft. Wie musste es den Christen zumute gewesen sein, die wochen- und monatelang hier versteckt hausten. Wohl mancher hat sich hier verlaufen und ist nicht mehr lebendig heraufgekommen. Mit besonderer Gier tranken wir nach der Rückkehr in die Stadt unseren Chianti, um den Modergeruch wegzuspülen. Viel Erlebtes ist mir leider aus dem Gedächtnis entschwunden. Heute, als reifer Mann, würde ich diese Stadt wohl anders ansehen.

Das moderne Rom konnte man auf dem Monte Pincio ansehen. Es war eine prachtvolle Parkanlage mit Villen und Restaurants. Letztere waren nachmittags von 3 Uhr an mit zahllosen Menschen besetzt, die dem rassigen Orchester lauschten und mit dunklen Glutaugen manches Liebesspiel austrugen. Die Noblesse Roms fuhr recht hoffärtig langsam mit Kutschen durch die Anlagen, um sich dem Volke mit Würde zu zeigen.

Der Aufenthalt in Rom hätte uns noch lange gefallen, doch begann unser Geldvorrat zu schrumpfen, und noch so vieles wollten wir sehen. Ein Handwerksbursche ohne Geld war in Italien nicht wohl gesehen und es dauerte wieder lange, bis wir verdienen konnten.

Am 2. Januar 1895 zogen wir aus Roms Toren durch die berühmte Via Appia Antica Neapel entgegen. Königsgräber, turmähnliche Monumente, standen seit Jahrtausenden da, jetzt verwittert, teils zerfallen, zwischen ewig grünen Pinien und Zypressen am Rande dieser uralten Landstrasse.

Zehn Stunden sind wir am ersten Tage marschiert. Wiederum wurde die Landschaft anders. Man fühlte nun die Nähe des Meeres. Es wurde kalt. An einfachen Örtchen und Städtchen, an wundervollen Villen ging's vorbei. In unsern Köpfen begann es zu lichten, das Gebräuse der Grossstadt verschwand aus unsern Ohren. Auf der Landstrasse fühlten wir uns doch noch am besten daheim. Erste Orangenbäume wuchsen in den Feldern. Mit kühnem Ritt trabten da Grundbesitzer auf ihren stolzen Rössern ihren Gütern nach. Es wogten ihnen grosse Mäntel von den Schultern und sie sahen aus wie Ritter aus dem Mittelalter. Stets trugen sie geladene Flinten im Arm und waren begleitet von einem bis zwei Reitknechten. Krass spürten wir allenthalben die Unterschiede zwischen arm und reich. Mittelstand gab es keinen.

Die Arbeiter wohnten in elenden Hütten, ohne Türen und Fenster. Des Nachts oder bei schlechtem Wetter wurden Strohmatten in die Löcher gehängt. Wir wunderten uns, dass die Leute sich noch getrauten, in diesen Räumen Feuer zu machen und zu kochen. Je weiter wir nach Süden kamen, umso ärmer schienen uns die Menschen. Es gab welche, die ihr Leben lang nie in einem Bett schliefen, oder kaum Kleider besaßen. Oft dachte ich an meine armselige Jugend und wusste nun, dass es auf der Welt noch viel Ärmere gab.

Eben kam dort ein Mann mit einem überschwer mit Holz beladenen Esel den Hang herunter. Der Esel blieb stehen und wollte nicht weiter. Da schlug der Flegel mit den Stock auf das arme Tier ein, dass es röchelnd zusammenbrach. Wir machten dem Manne Vorwürfe. Doch verstand er uns wohl kaum und scherte sich nicht darum. Er liess das Tier einfach liegen und lief davon. Solche Tierquälereien haben wir leider sehr oft miterleben müssen.

Nun kamen die Pontinischen Sümpfe. Durch die Güte eines Mannes konnten wir auf einer Weinfuhre sitzen und ein grosses Stück des Weges reiten. Das gefiel uns sehr. Den ganzen Tag fuhren wir mit, ohne abzusteigen, ohne zu essen. In Caserta riet uns der Führer, auf dem Municipio vorzusprechen, um ein Ortsgeschenk zu erwirken. Fast war er beleidigt, als wir dies ablehnten. Gegen Abend wurden die Maultiere müde. Der Führer schlug jetzt dem Leittier mit der Peitsche immer an die gleiche Stelle unter dem Bauch. Auf einmal bemerkte ich Blutspuren an meinen Händen, sah aber keine Wunde. Zu meinem Erschrecken musste ich gewahren, dass der Führer das Tier blutig geschlagen hatte und die Peitsche mir um die Hände baumelte. Als ich ihn darauf aufmerksam machte, lachte er

nur und schlug weiter. Nun stiegen wir ab, bedankten uns und gaben ihm ein Trinkgeld, das er aber zu unserer Verwunderung nicht annehmen wollte. Wie wir jetzt verstanden, hatte er die Tiere so getrieben, weil ein Gewitter im Anzug war. Bald erreichte uns dieses. Nass und «gsperig» vom langen Fahren auf holperigem Wege, ging es zu Fuss weiter. Da lag am Wegrand ein Kadaver eines Maultieres, aus dem ein Geier gierig frass. Von Ekel geschüttelt, vertrieben wir den Vogel. Er floh und setzte sich auf einen nahen Baum, um sich nach unserem Weitermarsche wieder an die Beute zu machen. War denn solch unerhörtes Wildleben in einem Kulturstaate überhaupt möglich? Diese Tierschinderei stiess uns ab.

In Melite fanden wir eine ausgezeichnete Herberge, assen wie halb Verhungerte und der Wirt glaubte, der Appetit komme von seiner grossen Kochkunst. Der Wein war ausserordentlich billig und gut. Der Liter kostete nur 20 Centesimi. Wer konnte verargen, dass wir diese Gelegenheit ausgiebig benutzten und ein wenig auf Vorrat tranken?

Anderntags erreichten wir bereits eine Endstation der Strassenbahn von Neapel. Diese war so billig, dass wir unser Schuhwerk sparten und gleich einstiegen. Schon während der Fahrt erlebten wir den Vorgeschmack dieser vielberühmten Stadt. Die Wagen wurden bald zum Zersprengen voll von Menschen. Freude am Lärm musste hier daheim sein. Da war ein Gejohle, Pfeifen und Singen, dass man kaum das eigene Wort verstand. Der Kondukteur kam nur mit grosser Mühe und Schimpfen durch, um die nicht sehr bereitwilligen Zahler alle zu erreichen. Das Gebrüll kam uns bald auf die Nerven. Erleichtert verliessen wir im Zentrum der Stadt das Tram. Erst spät am Abend fanden wir endlich die Herberge. Ein solch unübersichtliches Labyrinth von Gässlein und Gassen sah ich kaum in meinem Leben. Auch diese Stadt ist in ihrem Gepräge und der unaussprechlichen Lebendigkeit ihrer Bewohner einzigartig. Auch hier wieder grösste Kontraste von Reichtum und Armut. Wundervolle Paläste und elendeste Schmutzlöcher lagen in malerischem Kunterbunt durcheinander. Die ganze Stadt war ein brodelnder, tosender Kessel voll Staub, Lärm und Dreck. Lebendige, hinreissende Szenen boten sich einem auf Schritt und Tritt.

Da stand am Strande auf einem Landungssteg ein alter weisshaariger Herr ohne Hut, umringt von einer Schar halbnackter verwilderter Kinder. Der Alte fuchtelte mit einem wüst beschmutzten Regenschirm in der Luft herum und rief den Kindern auf Deutsch alle nur erdenklichen Schimpfworte

zu, die sie mit grösster Freude und gewaltigem Spektakel schlagfertig in ihrer Sprache erwiderten. Was war denn vorgefallen? Wir traten hinzu und konnten das Lachen selbst kaum erwehren. Der Herr, vermutlich ein deutscher Gelehrter, stand von unten bis oben mit Schlamm und Dreck bespritzt, das die wilde Brut ihm angeworfen hatte. Wir erlösten den Bedauernswerten aus seiner schlimmen Lage. Er war sichtlich erfreut, Deutsch sprechende Menschen zu finden, und erzählte uns seine tragische Geschichte. Er hatte dem stürmischen Meer zugeschaut, wie die Wellen kamen und gingen und war wohl ins Träumen versunken. Auf einmal gewahrte er, dass ihm seine Brieftasche mit Geld abhanden gekommen war. Es brachte sie ihm ein Junge zurück, leer natürlich, und verlangte noch ein Trinkgeld. Darauf wurde der Herr sehr böse und begann mit den Buben Streit, worauf sich die dreckige Sache abspielte. Die Polizei, die er anrief, kümmerte sich nicht um ihn und liess die Kinder ruhig gewähren.

Anderswo, es war Abend geworden, trafen wir auf der Gasse eine grosse Menschenmenge. Inmitten stand ein verlumpfter Junge und spielte ganz wundervoll auf einer Geige. Ein anderer sammelte für ihn Geld ein. Trotz unserer Armut reichten auch wir ein Scherflein. Am andern Abend sassen wir mit Kunden aus unserer Herberge in einem sehr belebten Tingeltangel-Restaurant. Naive, glarige Plakate hingen an der Fassade und luden zum Eintritt ein. Eine Musikkapelle spielte leidenschaftliche Tänze und Lieder, die jedesmal mit rauschendem Beifall und unbeschreiblichen Gebärden aufgenommen wurden.

Einem riesenstarken Dänen, der bei uns sass, schien die Sache nicht zu gefallen. Er pfiff in das Gejohle hinein. Die Menge schien sich sofort zu erregen und nach dem Beleidiger zu fahnden. Einige Männer standen auf und näherten sich uns. Es wurde brenzlich. Ein offenes Messer flog haarscharf an meinem Kopf vorbei. Ein Bursche drohte, auf den Dänen einzuschlagen. Doch dieser stand in seiner hühnenhaften Grösse auf, packte den Italiener wie ein Bündel und warf ihn mit Wucht in die hinzudrängende Menschenmenge hinein. Augenblicklich waren die Leute paff über solche Kraft und verliessen das Lokal. Der Däne erhielt aber nachträglich noch seinen Teil, denn er hatte am nächsten Tag den Kopf verbunden.

Das Strassenleben war so bunt und reich, dass man fast nicht wusste, wo zuerst hinsehen. Da wurde mitten in der Gasse gekocht und die verschiedensten Spezialgerichte hergestellt und wie auf dem Markte laut ausgerufen. Die Hungrigen gingen hin, sahen und rochen in die Töpfe hinein



Friedrich Soms Reiseroute in Italien 1894/95



Pilgerpass für die Besichtigung der Kirchen in Rom (Basilica San Paolo)



Gratiseintritt für den Maler Friedrich Soom in die Museen von Neapel, Pompeji etc. und Bewilligung zum Kopieren der Monumente, gültig 8. Januar bis 30. Juni 1895

und da, wo es an besten duftete, sassen sie hin und assen, nicht selten mit blossen Händen löffelnd. So werkten auch Händler, Schneider, Schuhmacher, Korbflechter und alle möglichen verschiedenen Berufsleute auf offener Strasse. Über die Gassen hingen von Haus zu Haus Seile, an denen Wäsche in zahlloser Buntheit lustig im Winde flatterte.

Unser Freund hatte die Hose durchgeripst und wollte bei einem Tuchhändler ein Stücklein möglichst ähnlichen Stoff erhandeln. Das gab eine Debatte und Auseinandersetzung, wie es beim Kauf eines Bauernhauses nicht umständlicher hätte sein können.

Die Museen Neapels sind an Reichtum und Schönheit kaum zu überbieten. Das Nationalmuseum ist so grossartig, dass man viele Tage, ja Wochen nicht herum möchte mit Schauen. Die Ausgrabungen der vom Vesuv im Jahre 72 verschütteten Stadt Pompeji sind hier zusammengetragen, die allein in ihrer Fülle einzigartig dastehen. Auch das weltberühmte Aquarium erschloss uns das Wunder der Tiere und Pflanzen des Meeres in unerhörter Mannigfaltigkeit. Kaum traten wir ins Blickfeld dieser nie zuvor gesehenen Tiefseelebewelt, war ich so erschüttert über all diese Kreaturen, dass ich wie ertrunken mich fühlte und doch lebend Märchen erlebte.

Die Armenviertel der Stadt durchstreiften wir mit grosser Neugier und Unbehagen. Da wurde morgens an den elenden, von Dreck starrenden Häusern grosse Bogentore geöffnet und zeigten den Blick ins Innere. Menschen, Tiere, Lumpen, alles kunterbunt durcheinander. Kaum wagten wir hinzuschauen. Wenn die Sonne da nicht hülfe, müsste die Pest ausbrechen.

Die Bewohner dieser Stadtteile, die bekannten Lazzaroni, liegen meist tagsüber faul an der Sonne, arbeiten hie und da ein wenig; sobald sie der Hunger treibt, gehen sie auf Raub aus oder Bettel und sind glücklich dabei. Man sagte, der Nationalheld Garibaldi habe mit diesen Leuten seine erste Legion Soldaten gebildet. Das brauchte gewiss grossen Mut und Geduld.

Auch am Strande war das Verweilen an Erlebnissen reich. Nackte Buben, wahre Wasserratten, sprangen kopfüber in die Fluten und suchten am Meeresboden nach Muscheln und Getier, um es an die Fremden zu verhandeln. Auch Geldstücke, die man ihnen hinauswarf, wurden blitzschnell tauchend heraufgeholt und nachher zäh darum gezankt. Noch hatten wir den Besuch Pompejis vor, das uns mächtig anzog.

Stets standen grobhölzige Karren bereit, welche die Fremden dorthin brachten. Auch wir benutzten eine solche Fuhre. Der Fahrpreis wurde nach

fast zweistündigem Markten auf 50 Centesimi geeinigt. Nach kurzer Strecke machten die Führer halt und das Feilschen begann aufs Neue. Ja, da brauchte man Nerven und Ausdauer. Weitherzige wurden auf Schritt und Tritt betrogen und ausgenutzt. Pompeji ist heute wohl ziemlich vollständig ausgegraben. Den Anlass dazu soll Napoleon I. um 1800 gegeben haben. Auch hier sind Museen, die Ausgrabungen in Fülle bergen. Furchtbar muss der Lavastrom hier gehaust haben. Noch sieht man verbrannte Leichen. Eine Mutter, das Kind im Arm, den Ausdruck des Schreckens im Gesicht. Ein Kranker im Bett, versteinert erhalten. Unzählige Häuserruinen gähnen gespenstig aus der kahlen Erde. Fast zweitausend Jahre alte Malereien prangen in schönster Frische an den Wänden, als ob sie erst einige Jahrzehnte alt wären. Da halten sich heute unsere nicht mehr so lange. Schade ist's, dass alle diese grossen Sehenswürdigkeiten von Fremdenfängern wimmeln und einem das Betrachten vergällen.

Als Abschluss dieses Besuches entschlossen wir uns, den Vesuv zu besteigen. Nach dreistündigem beschwerlichem Marsche durch Asche und scharfe Lavasteine, in die man oft bis an die Knie versank, erreichten wir den Rand des Kraters. Gewaltig spürt man da oben die Naturelemente. Stumm, benommen von diesem Wunder, starrten wir in die Tiefe des rauchenden Schlundes. Dumpfes Donnern und unheimliches Krachen drang aus dem innersten Leib der Erde wie eine Mahnung zu uns kleinen Kreaturen herauf. Beissender Rauch und Schwefeldampf stieg qualmend aus wie ein Ungeheuer. Wenn der Wind Momente hereinbrach und die Dämpfe wegwehte, sah man die schwefelgelbe Wunde des gähnend tiefen Kraters.

Ab und zu spie der Berg unter gewaltig pfeifendem Getöse rotglühende Lava empor, worauf wir erschreckt zurückwichen. Grosse wartende Stille folgte nach. Da und dort dampfte es auch unter unseren Füßen aus dem blossen Boden und drohte, uns im nächsten Moment empor zu schleudern oder in die Tiefe zu ziehen. Bewegt von diesem Erlebnis stiegen wir wieder zu Tale. Ungeachtet betraten wir verbotene Wege und wurden von Wachen oder Gelderpressern mit Gewehren bedroht. Durch höfliche Entschuldigungen gelang es uns jedoch, aus der bedrohlichen Lage loszukommen. Die Wärter machten kehrt und suchten sich gefügigere Personen. Der Weg war nämlich Privateigentum und es musste eine Steuer für das Begehen bezahlt werden. Mit dem gleichen Karren wie auf der Hinreise kehrten wir wieder nach Neapel zurück, hochbeglückt, soviel Schönes und Interessantes gesehen zu haben.

Die Rückkehr zur Heimat

Damit war aber unser Reiseziel abgeschlossen, denn unser Geldbeutel war bedenklich mager geworden. In der Not und auf die Hilfe unseres Staates, der Eidgenossenschaft, zählen zu dürfen, suchten wir das Schweizer Konsulat in Neapel auf. Der sehr väterliche Konsul sprach uns in tugendhafter Liebenswürdigkeit zu und verschaffte jedem von uns gratis ein Schiffsbillet nach Genua. Für eine Salonfahrt langte es natürlich nicht. Es wurde uns ein Auswandererschiff zugewiesen, das nicht sehr appetitlich aussah. Ein bunt zusammengewürfeltes Publikum fand sich hier zusammen, das nach Übersee auszuwandern im Begriffe war. Kaum fuhr das Schiff einige Stunden auf offener See, stellte sich auch bald bei den meisten die unangenehme Seekrankheit ein. Viele suchten das Deck auf, um freiwillig die Fische zu füttern. In den Kajüten und Zwischendecks herrschte ein grenzenloses Chaos von Menschenleibern und Gepäck, ein Gestank von Unrat, dass für uns kein Bleiben war. Ich vergesse nie, wie eine Mutter ihr Kindlein in den Armen hielt und dabei aus ihrem Munde Schwall um Schwall hervorbrach und über das ebenfalls erbrechende Kind sich ergoss. Der bleiche Mann daneben hielt sich mit der einen Hand den Mund und stützte mit der andern die Stirne seiner Frau.

Erschöpft, todmüde, kroch ich endlich in eine untere Hängematte, um ein wenig zu schlafen. Die oberen Lagen waren alle schon besetzt. Da begann der Mann über mir zu husten und ein wahrer Regen sauren Zeugs ergoss sich auf mich nieder. Schimpfend kehrte ich mich mit dem Kopf zum Fussende. Aber nicht lange ging's, gab es da eine Taufe von einer Frau in der obersten Lage. Entrüstet kroch ich wieder auf die Füße und putzte mich, so gut es ging. Das Meer war inzwischen unruhig geworden. Der grosse Schiffsleib hob und senkte sich bedenklich. Es krachte in allen Fugen. Ich hielt mich, vorwärtsstrebend, überall da wo etwas Festes zu sein schien und suchte aus dieser Gestankhöhle herauszukommen und auf Deck zu gelangen. Da war stockfinstere Nacht.

Aufgeregte Matrosen rannten mit Laternen herum. Ich atmete befreit mit tiefen Zügen die frische Luft ein und wollte mich irgendwo hinlegen. Da jagte mich ein Matrose fluchend wieder hinab. Das Schiff begann immer mehr und mehr zu schaukeln, die Passagiere überkam eine Unruhe. Frauen begannen zu beten, Männer fluchten, Kinder wimmerten in stiller Ergebung. Ich werde nie diese vielen rotgeränderten, brennenden Augen angsterfüllter Menschen vergessen. Krampfhaft mich an einem Maste haltend, stand ich mitten in diesem Elendsdrama und

dachte merkwürdig klar an den Tod. Noch nie in meinem Leben tat ich dies. Es mögen wohl Stunden so vergangen sein. Langsam wurde es wieder ruhiger. Die aufgeregten Stimmen verstummten. Sitzende Leiber sanken hin und schliefen ein. Ich hockte nieder und wartete, geduldig zusammengekauert, auf den Morgen. Den schlechten Geruch fühlte ich kaum mehr. Nach sechsunddreissigstündiger Fahrt piffte die Sirene ohrenbetäubend zum Zeichen der Landung. Gott Lob und Dank war die Fahrt zu Ende. Ich freute mich darob wie ein Kind. Nach gründlicher Wäsche in der Herberge war die Sturmnacht nur noch Erinnerung. Genua, der grösste Hafen Italiens, schien alle Völker der Erde zu beherbergen. Wohl Tausende Schiffe aller Grössen und Nationalitäten lagen hier ruhig vor Anker und boten ein überaus fesselndes Bild. Neu gesammelt und gestärkt, fanden wir uns drei alten Freunde wieder zu neuen Taten zusammen und wanderten noch gleichen Tags zum Campo Santo hinaus. Man sagte, dies sei die schönste Anlage Italiens. Wundervolle reiche Gräber, wahre Tempel standen da in unabsehbaren Reihen in verträumter Stille. Daneben auch gleiche Reihen schmucklose, vergessene, armselige Nummerntafeln der Armen.

Auch Genua besitzt eine Rigi wie die Schweiz, nur ist sie nicht so hoch. Es schien, dass dieser Hügelzug sehr stark befestigt sei. Viele Wege waren verboten und durch Militär bewacht. Von hier sah man weit hinaus über die kahlen Hänge der Meeresbucht und hinab zum Mastenwald des Hafens. Die Stadt schien uns etwas kahl und nüchtern. Vielleicht mochte die letzte Sturmnacht dazu beigetragen haben, dass keine rechte Freude in uns aufkommen wollte. Oder war etwa leise Heimwehregung in uns? Durch die Spende des Schweizer Konsuls in Neapel ermutigt, suchten wir auch den Konsul in Genua auf, und dieser gab ebenfalls jedem von uns ein Gratisbillett nach Mailand, nebst einem Bon für eine Tagesverpflegung. Das machte uns grossen Eindruck. Noch nie waren wir so überzeugte Patrioten gewesen wie eben jetzt. Die deutschen Walzbrüder erhielten nie etwas von ihren Konsuln, wohl weil ihrer zu viele kamen.

Die Gratisfahrt nach Mailand machte uns grosse Freude und ging so leicht, so beschwingt. Der Trapp lag noch so sehr in unseren Knochen, dass es jetzt unfassbar rasch vorwärts zu gehen schien. So weit das Auge reichte, sah man nur Reisfelder. Mailand gemahnte mit seinem Leben bereits wieder an Schweizer Grossstädte. Nie vergesse ich das wunderbare Masswerk und die gewaltige Grösse des weissen Marmordomes, der aus dem Dunkel der Nacht emporragte wie eine Erscheinung des Himmels. Der Konsul in Mailand

stiftete uns ein flottes Mittagessen und ein Billett nach Chiasso, an die Schweizergrenze. Das schien uns doch fast des Guten zu viel. Würde man diese Auslagen in der Schweiz wieder zurückfordern? Nein, das war wirklich ein Geschenk der Heimat in der Fremde. Nun ging es also der Heimat entgegen. Die letzten Tage war es um uns drei Freunde merkwürdig still geworden. Nicht dass wir etwas Getrübtes gegeneinander gehabt hätten. Im Gegenteil, es schien, dass wir von nun an unser Leben lang zusammen bleiben möchten. Es war wohl das Bewusstsein, dass wir dem Ende eines Lebensabschnittes näher kamen. Schon fühlte man den Norden in der Luft. Mein Herz klopfte schneller. Eine Unrast trieb mich immer, etwas anderes zu sehen und zu erleben, ohne dass ich es wirklich sah. Der Zug schnaufte scheinbar aufwärts. Am geöffneten Fenster roch man Schnee. Dort türmte sich das weisse, gewaltige Massiv der Alpen wie eine unüberwindliche Mauer auf. Der Zug fuhr dampfend ins erste Schneefeld. Dieser kalte, nüchterne «Freund» griff uns ans Herz und vermochte eine heimliche Träne des Wiedersehens ins Auge zu treiben.

Unsere Billette galten nur bis Chiasso. Darum stiegen wir aus und übernachteten hier, um morgens zu Fuss Lugano zu erreichen. Etwas Unangenehmes war jetzt eingetreten, das uns Kummer bereitete. Wir hatten nämlich irgendwo die Räude (Krätze) aufgelesen, die jetzt ausgebrochen war. In Lugano suchten wir ein Spital auf, um die Sache loszuwerden. Man wies uns jedoch auf die Polizei. Da erhielten wir Fr. 1.50 und den Befehl, so rasch als möglich fortzukommen. Das war kein freundlicher Empfang. In Faido fanden wir in einem ärmlichen Privathaus Unterkunft. Der Besitzer und seine Familie waren sehr gut zu uns. Bei ihnen trockneten wir die Kleider und assen eine gute Minestra. Andern Tages ging's bis Airolo. Nun war es vorbei mit Marschieren. Haushoch türmte sich der Schnee auf Strasse und Hängen. Wir versuchten nochmals unser Glück bei der Polizei und erhielten auch Gratisbillette für die Fahrt durch den Gotthard nebst Käse und Brot. Dankbar und glücklich erreichten wir Göschenen, wenn auch auf den Billetten stand: Arrestant X, das war ja bloss Formsache und kümmerte uns wenig.

In Göschenen lag alles so tief im Schnee, so dass man nur durch haushohe ausgeschaufelte Mauern aus dem Bahnhof zu den Häusern gelangen konnte. Da schritten auch ein alter Mann und ein grosses blondes Mädchen vor uns, und diese sprachen Schweizerdeutsch zusammen. Wie Musik drangen diese wohlvertrauten Laute in unsere Ohren. Wir hätten die

Leute umarmen mögen. Wohlgemut marschierten wir dann nach Altdorf und vergassen vor lauter Heimatfreude bald unsere Räude.

Hier gab es verbilligte Billette für Handwerksburschen nach Luzern, die wir sofort ergatterten. Es kostete bloss einen Franken. Als der Schiffskapitän die Schriften durchsah und gewährte, dass wir von Neapel kamen, spendete er uns sogar Speise und Trank. Dafür mussten wir ihm während der Fahrt unsere Reiseerlebnisse erzählen. In Luzern wünschte er uns kameradschaftlich Glück und liess uns ziehen. Wie tat das wohl! In Luzern, mitten in der geliebten Heimat, atmeten wir die reine Luft in tiefen Zügen ein und es übernahm alle drei grosser Stolz über all die schlichte Schönheit und Sauberkeit der Stadt.

In die Herberge kam schon am nächsten Morgen ein Malermeister aus Vitznau, der einen Gesellen suchte, und das Los traf mich. Wohl nie im Leben ging ich mit grösserer Freude an die Arbeit. So riss uns hier das Schicksal auseinander. Gerührt nahmen wir Abschied und versprachen einander treue Freundschaft. In Vitznau wurde eben das Wohnhaus des Rigibahnhof-Vorstandes umgebaut. Mein Meister war Kondukteur und Maler zugleich. Er war nicht so routiniert und liess mich bald selbständig arbeiten. Alles schien jetzt schön und gut. Nur meine Krätze wurde immer unangenehmer, bis ich's endlich nicht mehr aushielt und meinen Meister von diesem Übel in Kenntnis setzte. Der bekam Angst, dass er die Sache ebenfalls erben könnte, und holte sich noch gleichen Tags auf der Herberge in Luzern einen Ersatz. Sogleich fuhr ich darauf nach Bern in das Inselspital. Dort wurden jedoch nur samstags Gratis-Krätzekuren gemacht. Solange wollte ich aber nicht warten und bezahlte gerne die Taxe von Fr. 15.—. Beim Umkleiden entdeckte der Arzt gar Läuse an meinem Hemd. Er machte mir Vorwürfe, worauf ich ihm sagte, wenn er dort hätte schlafen müssen wo ich, wäre es ihm wohl nicht besser gegangen. Er lachte darauf und verrichtete die Prozedur an mir mit besonderem Vergnügen, während ich ihm von meiner Walz erzählte. Wie neugeboren verliess ich das Spital. Nun brach eine neue Zeit an. Ich war des Reisens müde und dachte daran, mich irgendwo niederzulassen und mir ein Heim zu gründen.

Da hatte ich also noch ein Städtchen in Erinnerung, das mich früher immer besonders fesselte. Es war Burgdorf im Emmental. Das mächtige Schloss, die alten Gassen und ringsum die markanten Felsen hatte ich nie vergessen. Da wagte ich also den letzten Schritt und zog still und bescheiden in Burgdorf ein. Gleich fand ich Arbeit und arbeitete daselbst ein Jahr lang. Während dieser Zeit hielt ich die Augen offen, sondierte und spekulierte

Malergeschäfts-Eröffnung.

Zeige einem geehrten Publikum von Burgdorf und Umgebung an, daß ich im Hause der
Wittve Lüthi, obere Allmend, eine

Maler-Werkstatt

eröffnet habe und empfehle mich für **Decorationen, Schriften, Reklamen, Holz- und
 Marmor-Imitation, Möbel, Wagen, innere und äußere Anstriche** etc. etc.

Durch langjähriges Arbeiten in bedeutenden Werkstätten des In- und Auslandes bin
 ich in der Lage, wirklich solide, saubere Arbeit zu liefern, wie ich auch bestrebt sein werde,
 durch möglichst billige Preise die Zufriedenheit einer geehrten Kundschaft zu erwerben.

Achtungsvollst empfiehlt sich **Hrd. Soom, Maler.**

Inserat im «Berner Volksfreund» vom 7. März 1896



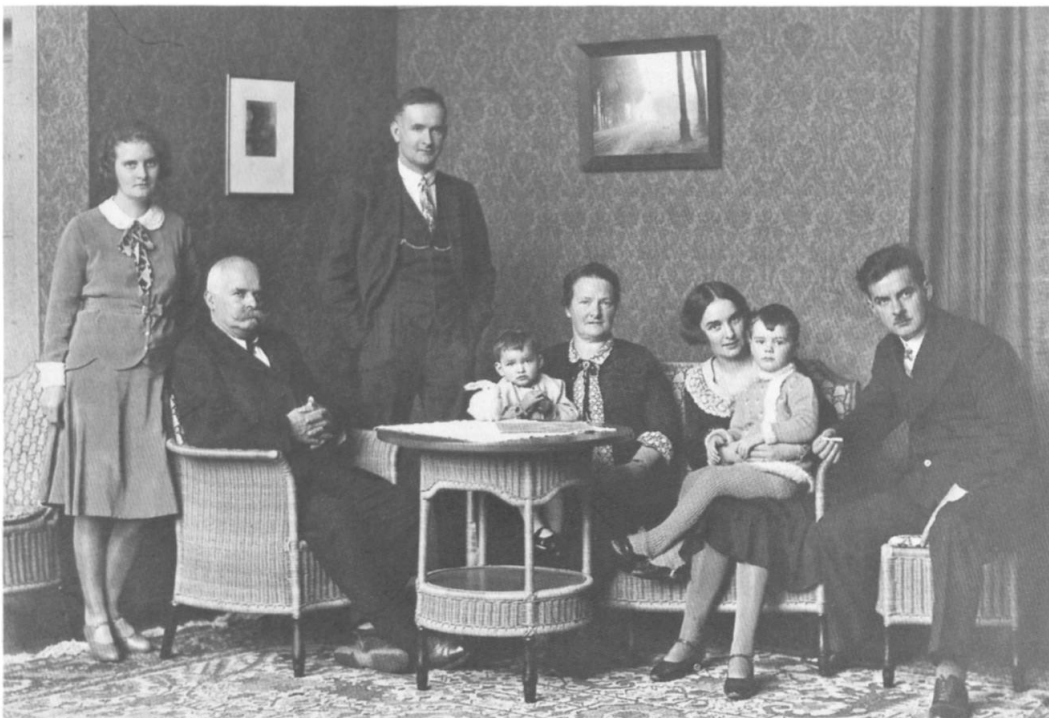
Liegenschaft am Frommgutweg 15 in Burgdorf



Hochzeitspaar Martha und Friedrich Soom-Kläy im Jahr 1897



Grosseltern Soom mit ihren Enkelkindern Urs, Pia, Peter und Res



Ehepaar Friedrich und Martha Soom-Kläy mit den Töchtern Hedwig und Frieda, den Söhnen Fritz und Walter sowie den Enkelkindern Pia und Urs

auf ein eigenes Plätzchen. Das Glück schien mir gewogen. Ich machte mich selbständig, mietete eine Werkstatt und arbeitete von da weg mit Freude und Zähigkeit an meinem Ziele. Arbeit war bald genügend vorhanden, so dass ich Gesellen anstellen konnte. Mit nichts habe ich angefangen. Ich fand auch bald eine tüchtige, arbeitsame Frau, die tapfer zu mir stand. Mit der Zeit kauften wir die Werkstatt mitsamt dem etwas verwahrlosten Haus. Jahr um Jahr liessen wir daran etwas verbessern. Vier Kinder wurden uns geschenkt und der Herrgott hat es gut mit uns gemeint.

Bitter schwer war der Anfang. Manche Schwierigkeit galt es zu überwinden. Die schwere Jugend und die nicht leichten Wanderjahre aber hatten mich abgehärtet. Der Beruf und die Familie waren mir lieb und teuer. So habe ich eben meinen 70. Geburtstag gefeiert und darf in guter Gesundheit auf ein arbeitsreiches Leben zurückschauen. Alle unsere Kinder sind wohl geraten und haben ihre eigenen Heime. Zu meiner Jugendstätte hat es mich oft hingezogen und dabei wurden die Erinnerungen so lebendig in mir wach, dass ich diese aufschrieb, um sie meinen Kindern zu erhalten.

Quellen 2. Teil

Soom, Walter (1941): Lebenserinnerungen eines alten Malers. Schweizerische Maler- und Gipsermeisterzeitung

Weitere Unterlagen (unpubliziert)

Erinnerungen eines alten Malermeisters, Manuskript Friedrich Soom, um 1940

Friedrich Sooms Skizzenbuch

Privates Fotoarchiv

Soom Benedikt: «Lebenserinnerungen eines alten Maler Meisters»;

<http://homepage.bluewin.ch/bsoom/index.htm>

Verdankungen

Danken möchten wir Frau Trudi Kohler, welche uns dazu motivierte, die Erlebnisse von Friedrich Soom einem breiteren Publikum zugänglich zu machen, Joëlle Soom für die Bearbeitung von Abbildungen sowie Peter Wegmüller für die Bereitstellung von Bildmaterial.